

verpflichtet. Immer öfter nehme ich sie als Auserwählte wahr; sie scheinen wirklich frei zu sein. Woher nahmen sie das Wissen, es von vornherein zu lassen?

Wenn ich auf meine Vergangenheit des Autofahrens zurückblicke, erkenne ich darin eine Analogie zur Vergangenheit meines Willens, zu allem, was ich geschehen ließ, weil es sich nicht von allein ergeben hätte. Ich wundere mich zunehmend über die Art von Geschichte, die sie ergibt, eine von Widersprüchen und Ungereimtheiten durchsetzte Geschichte mit problematischer Erzählperspektive und zweifelhafter Beziehung zur Wahrheit. Meine Ungeduld mit den langsamen Autofahrern auf der Küstenstraße passt zum Beispiel nicht so recht zu meiner Angst, auf derselben Straße Rad zu fahren; vielleicht fürchte ich mich vor mir selbst. Trotz meines Anspruchs auf Gleichberechtigung setze ich mich, wenn mein Mann und ich irgendwohin wollen, automatisch auf den Beifahrersitz. An stark befahrenen oder unübersichtlichen Kreuzungen werde ich unsicher, schätze nervös die Lage ein und fürchte, die Dinge nicht zu sehen wie die anderen – eine Eigenschaft, die sonst als Stärke gelten könnte. Manchmal hänge ich auf der Küstenstraße hinter einem langsamen Autofahrer fest, der sich nicht entscheiden kann, ob und wann er nach links abbiegen möchte, und dann wird mir plötzlich klar, dass die wahre Gefährlichkeit des Autofahrens vielleicht in seiner Subjektivität begründet liegt und in den Waffen, die es der Subjektivität zur Verfügung stellt. Doch woran soll man den Moment erkennen, ab dem man nicht mehr zur Objektivität fähig ist?

Als ich vor kurzem während einer Auslandsreise allein ein Auto mietete, bemerkte ich eine Veränderung: Die Welt war mir nicht mehr ganz so vertraut. Im Mietwagen hatte ich Mühe, die seltsame Anordnung der Bedienelemente zu verstehen, und mir fehlte jedes Gefühl für Form und Maße meines Fahrzeugs. Auf der Autobahn fingen andere Fahrer hinter mir zu drängeln und zu hupen an. Offenbar hatte ich vergessen, wie man fährt, besser gesagt erschien mir die Verantwortung, die das Fahren mit sich bringt, plötzlich untragbar groß. Warum wurden die anderen nicht ebenfalls von dieser Erkenntnis gelähmt? Ich wechselte auf die rechte Spur, wie um mich zu verstecken, doch im Rückspiegel tauchte ein Lastwagen nach dem nächsten auf und setzte zum Überholen an, und als sie an mir vorbeidonneten, drohte ihre schwere Masse mich unter sich zu ziehen. Ich wollte anhalten, aber es war klar, dass ich, um von der Autobahn herunterzukommen, auf der Autobahn bleiben musste. Auf dieser breiten, grauen, fremden Straße, im anarchischen Tumult der vorbeirasenden Autos, schien jeder Augenblick die Möglichkeit einer Katastrophe, des Tötens oder Getötetwerdens zu enthalten; auf einmal war das Autofahren eine Geschichte, an die ich nicht mehr glaubte, und ohne diesen Glauben wurde ich von den Schrecken der Wirklichkeit überwältigt. Der Strom aus Autos stürzte ungebremst an mir vorbei, unablässig und gleichgültig. Irgendwie war die Tatsache meiner selbst, meines Alleinseins entblößt worden.

Als ich wieder zu Hause war und auf einer der leeren Straßen unserer Gegend um eine Kurve fuhr, entdeckte ich am Straßenrand einen auf dem Dach liegenden Sportwagen.

Der Sommertag war heiß und das Verdeck des Cabrios geöffnet. Die Insassen, ein Mann und eine Frau, lagen reglos und mit gerade von sich gestreckten Beinen und schockstarrten, puppengleichen Gesichtern im schaumig weißen Wiesenkerbel. Ihre sommerliche Kleidung war verrutscht, der Mann trug immer noch seine Sonnenbrille, der breitkrempige Hut der Frau lag mitten auf der Straße. Vermutlich war der Unfall gerade erst passiert, aber niemand hatte ihn gesehen und niemand war da.

Coventry

Gelegentlich und aufgrund tatsächlicher oder hypothetischer Verfehlungen reden meine Mutter und mein Vater nicht mehr mit mir. In England gibt es einen komischen Ausdruck für dieses Phänomen: jemanden nach Coventry schicken. Über die Herkunft des Ausdrucks weiß ich nichts, aber wahrscheinlich wäre sie leicht zu ermitteln. Im Krieg hat Coventry schwer gelitten: Früher stand dort eine schöne Kathedrale, die 1940 in die Nichtexistenz gebombt wurde. Heute ist Coventry eine gewöhnliche Stadt in den Midlands, die ihre Verluste wenn nicht verstanden, so doch immerhin überlebt hat.

Manchmal dauert es eine ganze Weile, bis ich merke, dass meine Eltern mich nach Coventry geschickt haben. Das Ganze ist einem defekten Heizkessel nicht unähnlich: keine Explosion, kein dramatischer Anblick, kein lauter Knall, bloß ein wachsendes Unbehagen, das vom allmählichen Temperaturabfall herrührt und sich – abhängig von den eigenen Gewohnheiten – erstaunlich spät auf seine tatsächliche Ursache zurückführen lässt. Wie die Kälte breitet das Schweigen sich aus und macht sich nicht durch eine Anwesenheit bemerkbar, sondern durch die Abwesenheit von etwas, durch das Ausbleiben des Erwarteten, allerdings auf so niedrigem Niveau, dass es nur halb bewusst wahrgenommen wird und sich in seinem ganzen Ausmaß erst dann zeigt, wenn der Vorgang längst abgeschlossen ist. Jemanden nach Coventry zu schicken, erfordert viel Geduld und ist kein Spiel für Menschen, die sofortige Befriedigung brauchen. Wenn man das Opfer weder jeden Tag sieht noch mit ihm zusammenlebt, kann viel Zeit verstreichen, bevor es von seiner Verschickung überhaupt etwas merkt. Trotzdem darf man nicht glauben, die Aktion wäre irgendetwas anderes als eine gezielte Bestrafung, ein Versuch, mittels Rückzug die Macht zurückzugewinnen, ähnlich wie sich das ohnmächtige Kind in seiner Empörung den eigenen Tod als Bestrafung der anderen vorstellt: Dann tut es ihnen leid! Das Ganze ist ein Glücksspiel, und der Einsatz ist die eigene Person. Anscheinend glauben meine Mutter und mein Vater, sie könnten mir, indem sie aus meinem Leben verschwinden, einen furchtbaren Verlust zufügen. Sie wollen Macht ausüben, doch ich habe begriffen, dass ihr Schweigen das Gegenteil von Macht ist. Es zeigt vielmehr ein Versagen: ihr Versagen, die Geschichte zu kontrollieren und damit mich. Ihr Versagen ist so tiefgreifend, dass sie nichts weiter in die Waagschale werfen können als den eigenen Wert; sie sind wie verzweifelte Menschen, die ihren letzten Besitz ins Pfandleihhaus tragen.

Aber vielleicht ist alles ganz anders. Ich erinnere mich, wie damals in der Schule einzelne Mädchen nach Coventry geschickt wurden, ein kalter, kalkulierter Ausgrenzungsprozess, an dem sich die gesamte Gruppe beteiligte. Die Überlebensfähigkeit des Individuums und seine seelische Stärke wurden auf die Probe

gestellt: Wie lange glaubt man noch an die eigene Existenz, wenn alle anderen so tun, als wäre man nicht da? Es handelte sich schlicht um Mobbing, um den vorsätzlichen Entzug aller Beziehungsgrundlagen der menschlichen Wirklichkeit. Interessiert beobachtete die Gruppe, wie sich das Opfer wortlos unbeachtet durch die Tage schleifte. Indem man eine Person nach Coventry schickt, postuliert man in gewisser Hinsicht die Möglichkeit ihrer Auslöschung; man fragt, wie die Welt ohne sie aussähe. Das Perverse daran ist, dass manches Opfer mit der Zeit eine übertriebene Vorstellung von der eigenen Wichtigkeit entwickelt, scheint seine lästige Existenz doch von ungewöhnlicher Bedeutung zu sein.

In einigen Fällen gelangte eine Schülerin, die den Abstecher nach Coventry überlebt hatte, sogar zu eigener Macht. Coventry ist ein Ort der Fragmente und Ruinen. Ich habe ein Foto der Kathedrale am Tag nach der Bombardierung gesehen; rauchende Mauern ragen aus einem Meer glitzernder Scherben, als wäre der Himmel selbst herabgefallen und zerbrochen. Das Foto beweist, dass alles zerstört werden kann, egal, wie schön und kostbar es ist, wie sorgfältig es erbaut und instand gehalten wurde, wie zeitlos und unverwundlich es erscheint. Dies war die Welt, in die meine Eltern hineingeboren wurden, eine Welt, in der monumentale Heiligtümer zwischen Schlafengehen und Frühstück einfach so verschwinden konnten, eine Welt im Kriegszustand. Da überrascht es wenig, dass der Krieg bis heute ihr Vorbild ist. Der Krieg ist ein Narrativ; man könnte fast behaupten, er stelle das erzählerische Prinzip an sich dar. Er ist der Versuch, eine Geschichte des Lebens zu erzählen und Einvernehmen zu schaffen. Der Krieg kennt keine Perspektive. Der Krieg ist das Ende aller Perspektiven, wenn auf der Suche nach einer allgemeingültigen Version der Ereignisse die Gewalt als letztes Mittel begrüßt wird. Nie kam mir in den Sinn, dass meine Eltern, statt sich auf die lange Belagerung einzulassen und mich nach Coventry zu schicken, einfach zum Telefonhörer hätten greifen und die Dinge persönlich hätten klären können, aber so funktionieren Geschichten nicht. Zunächst wäre es viel zu ökonomisch gewesen; die Entwicklung einer Geschichte erzeugt nämlich jede Menge Ausschuss. Im Kriegszustand ist der Sieg das Ziel, und die Menschen bleiben als Ausschuss zurück. Trotzdem habe ich mich, während der vielen Male, als ich nach Coventry geschickt wurde, mit der Frage des Ausschusses nie wirklich beschäftigt. Manchmal war ich überrascht, mich erneut dort wiederzufinden. Bei anderen Gelegenheiten habe ich einfach resigniert. Ich war verzweifelt, aufgebracht, wütend, selbstkritisch. Ich fühlte mich trotzig, elend, beschämt. In Gedanken bin ich bestimmte Vorfälle immer wieder durchgegangen, um den von mir gemachten Fehler zu finden, das Verbrechen, das der Strafe entsprechen könnte; ich habe versucht, meine eigene Unannehmbarkeit zu erkennen, wie man versuchen würde, am helllichten Tag ein Gespenst zu erkennen. Das Eigenartige an Coventry ist, dass es dort keine Worte gibt. Nichts wird erklärt, nichts klargestellt. Alles ist vollkommen symbolisch. Das Einzige, was ich dort nie empfunden habe, ist Gleichgültigkeit.

Ich habe eine Freundin, deren Kinder nach und nach das Haus verlassen. Das älteste studiert, das zweitälteste füllt gerade die Bewerbungsformulare aus, und später werden die jüngeren Geschwister es ihm gleichtun. Die Familie ist groß und so stabil wie ein Ozeandampfer. Keine Scheidung, keine Katastrophen, und wenn sich im Laufe der Jahre kleinere Probleme oder Unstimmigkeiten ergaben, wurden sie sorgfältig abgeschliffen und wieder ins Gesamtbild eingepasst. Wenn ich mit meiner Freundin spreche, habe ich manchmal die Vermutung, dass ich, hätte sich irgendwann eine Katastrophe ereignet, nicht notwendigerweise davon erfahren hätte; in der Tat ist womöglich »ein Ereignis, das sich nicht geheim halten lässt« ihre Definition von Katastrophe. Diese besondere Eigenschaft, ihr Vermögen, die Fassade aufrechtzuerhalten, hat mich immer als eine Form von Tapferkeit beeindruckt; ehrlich gesagt war sie, obwohl wir mehr oder weniger gleich alt sind, für mich stets die Erwachsene in unserer Freundschaft. Doch in letzter Zeit hat sich etwas verändert, beziehungsweise sollte man vielleicht besser sagen, dass sich etwas verschlechtert hat, impliziert Veränderung doch immer auch die Möglichkeit zur Erneuerung. Wie bei einer Schauspielerin, die auf der Bühne aus der Rolle fällt, erkenne ich Hinweise auf ein Entgleiten, auf ein nachlassendes Gespür fürs Timing, als hätte meine Freundin den Glauben an die Aufführung verloren. Neuerdings redet sie zu viel, gar nicht oder unzusammenhängend, und manchmal brechen aus ihrem unergründlichen Schweigen Bemerkungen hervor, als hätte sie aus einem Brunnen mühsam geborgen, was jahrelang unberührt in der Tiefe lag. Anscheinend bewegen sich ihre Gedanken auf neuen Wegen und in unbekannte Ferne. Eines Nachmittags besuche ich sie zu Hause und sie erzählt von einem Gefühl, das sie in letzter Zeit hat – dass sie gern all das, was im Laufe des Familienlebens gekauft und weggeworfen wurde, zu einem großen Berg aufgetürmt sähe. Das ganze Spielzeug und die Dreiräder, die Barbiepuppen, die Strampler, die Kinderbetten, die Chemiebaukästen, die zu klein gewordenen Schuhe und Kleider, die aufgegebenen Geigen und Sportgeräte, die bunten, zerdrückten Pappteller der Geburtstagsfeiern, den Weihnachtsschmuck, die Andenken, den bei zahllosen Ausflügen in zahllosen Museumsshops gekauften Plunder, die veraltete Unterhaltungselektronik – Sachen, deren Anschaffung scheinbar eine Lösung für was auch immer war und deren Entsorgung sich später als noch bessere Lösung erwies. Das alles würde sie gern noch einmal sehen, nicht aus Nostalgie, sondern um es in seinem ganzen Ausmaß zu erfassen, als objektive Tatsache. Ich muss zugeben, dass meine Freundin leicht materialistisch eingestellt ist; von Anfang an spielte sich ihre Inszenierung des Familienlebens in einer Kulisse aus zahlreichen und ständig wechselnden Requisiten ab. Ihr Reich der Besitztümer beherrschte sie durch eine goldene Regel: Sobald etwas Neues hinzukam, musste etwas Altes aussortiert werden. Wie frisches Quellwasser, das durch einen Teich strömt, sollte dieser Mechanismus der drohenden Gefahr einer Stagnation vorbeugen. Doch nun wurde sie sich einer anderen Möglichkeit bewusst: Das alles könnte am Ende nichts als Ausschuss gewesen sein.

Geschichten funktionieren nur durch die zeitweise Aussetzung unserer Ungläubigkeit, oder wenigstens wird das immer so behauptet. Mir war nie ganz klar, ob